

Unverkäufliche Leseprobe aus:

C. S. Mahrendorff
Das dunkle Spiel
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Köln, 18. Oktober 1904

I.

Es war eine reichlich pompöse Villa in der Neustadt, in welcher der große Sektempfang nach dem Konzert stattfinden sollte. Leider war das Dienstmädchen im Foyer weder jung noch hübsch, versuchte dafür aber, diesen Mangel durch besondere Burschikosität wettzumachen.

»So, aus Wien kommen der Herr«, meinte sie keck, als ich ihr meine Karte reichte und sie mir dafür im Gegenzug Hut, Mantel und Stock abnahm. »Da haben Sie aber einen ganz schön weiten Weg hinter sich, nicht wahr? Und das alles nur für ein bißchen Gefiedel mit Pauken und Trompeten?«

Ich versuchte, mir ein schiefes Lächeln abzurufen.

»Sie mögen wohl keine Konzerte mit großem Orchester?« fragte ich.

»Nee, höchstens wenn man dazu tanzen kann«, lautete die spöttische Antwort.

»Nun, das wäre Ihnen heute sicherlich schwergefallen.«

»Sag ich doch.« Sie schürzte vertraulich die Lippen. »Aber Sie sind ja in der allerbesten Gesellschaft. Es werden heute abend jede Menge hohe Tiere kommen, die alle ganz wild auf Musik und Kunst sind. Na, kein Wunder, ist ja schließlich auch nicht irgendwer, für den der ganze Rummel gemacht wird, stimmt's? Kommt schließlich nicht alle Tage vor, daß so'n großer Opernhausdompteur persönlich aus

Wien hierherkommt, um bei uns seinen eigenen Kram zu dirigieren. War's denn wenigstens ein Erfolg?»

»Ich denke schon«, sagte ich, ihren allzu vertraulichen Ton ignorierend. »Mich hat es jedenfalls sehr beeindruckt.«

»So. Soll aber doch ein ganz schön schwieriger Charakter sein, der Herr Maestro? Kennen Sie ihn näher?»

»Flüchtig«, erwiderte ich ausweichend.

»Na, ist ja auch egal. Man munkelt, daß er heute abend vielleicht sowieso nicht kommt. Will wohl noch mit dem Nachtzug nach Amsterdam, gleich weiter zum nächsten Konzert.« Sie seufzte theatralisch auf. »Muß schon ein tolles Leben sein, wenn man so ein großer Künstler ist. Und erst seine Frau, die muß das doch ganz großartig finden. Soll übrigens bildschön sein, hab ich gehört. Schade, daß ich sie nicht zu sehen kriegen werde.«

»Sie glauben, daß sie auch absagen wird?«

»Ach was, absagen. Die ist doch gar nicht mitgefahren nach Köln«, antwortete das Mädchen, und ich konnte nicht umhin, sie widerwillig für ihre exzellenten Kenntnisse zu bewundern. »Man tuschelt, sie sei krank und müßte zuhause in Wien bei ihren beiden kleinen Mädchen bleiben.«

»Aha«, war alles, was mir dazu einfiel, worauf ich es vorzog, mich von der schwatzhaften Person loszumachen, und mit gemischten Gefühlen die Stufen zum Salon hinaufstieg. Schließlich war ich noch immer etwas betäubt von der Musik, die ich erst vor einer halben Stunde gehört hatte, und wäre lieber für mich allein ein wenig am Rhein spazierengegangen, um über das Gehörte nachzudenken, statt mich in einen Kölner Salonabend zu stürzen. Es war für mich von jeher ein zweifelhaftes Vergnügen gewesen, in einer fremden Stadt zu einem großen Empfang eingeladen zu sein, bei dem ich kaum jemanden der Anwesenden persönlich kannte. Zwar bestand die Aussicht, im Laufe des Abends wenigstens auf eine Handvoll Wiener Bekannte

zu treffen; aber nicht einmal das vermochte mir meine Befangenheit zu nehmen, zumal wenn ich so wie heute als einer der ersten Gäste erschien. Im Stillen ärgerte ich mich besonders über Lena und ihre Geheimnistuerei, mit der sie darauf bestanden hatte, nicht gleich nach dem Konzert, sondern erst hier mit mir zusammenzukommen. Da fuhr sie nun eine Woche lang auf einem Ozeandampfer von New York nach Hamburg und dann noch einmal einen halben Tag mit dem Zug an den Rhein, nur um mich derart auf die Folter zu spannen. Was mochte sie wohl gemeint haben mit der obskuren Bemerkung in ihrem letzten Telegramm, sie habe eine so große Überraschung für mich, daß sie mir diese einfach nicht unter vier Augen präsentieren könne? Hatte sie ihre Gesangskarriere aufgegeben, heimlich in Amerika geheiratet und kam nun mit einem großen himmelblauen Kinderwagen daher? Oder brauchte sie vielleicht das Kölner Salonpublikum, um mir mit betretener Miene zu gestehen, daß sie mit einem öligen Bratscher vom dritten Pult des Metropolitan Orchestra durchgebrannt sei?

Unwillig schüttelte ich den Gedanken ab und nahm dankbar einen perlenden Apéritif von einem Tablett, den mir ein blau livrierter Diener mit kehlig westdeutschem Dialekt als »das beste Erzeugnis des Hauses« darbot. Die aquamarin schimmernde Flüssigkeit schmeckte in der Tat vorzüglich und erinnerte mich daran, Gast eines namhaften rheinischen Sektfabrikanten zu sein, möglicherweise sogar jenes silberhaarigen Herrn, der mir bei meinem Eintritt flüchtig zugewinkt, sich aber nicht weiter im Gespräch mit einem ordengeschmückten Militär in weißer Galauniform hatte stören lassen. Mit dem Glas in der Hand fühlte ich mich sofort bedeutend wohler. Neugierig steuerte ich auf die große Terrasse zu, deren gewaltige weiße Glasflügeltüren weit geöffnet waren und ein malerisches Panorama auf den langsam in der Herbsdämmerung versinkenden, sanft

glitzernden und träge vorbeirauschenden Rheinstrom freigaben. Geschmack hatten sie, die deutschen Neureichen, das mußte man schon sagen. Bereits auf dem Weg hierher hatte ich den Unterschied bemerkt, der einen aus der engen Kölner Altstadt Richtung Norden hinausführte in diesen vollkommen neuangelegten Stadtteil jenseits der abgerissenen alten Festungsmauern und Wallanlagen. Mit einem heimlichen Seufzer der Erleichterung hatte ich die mittelalterlich schmalen, spitzgiebeligen Bürgerhäuser hinter mir gelassen, die sich ängstlich in den schützenden Schatten des übermächtigen, gebirgsartig aufragenden Riesendoms duckten, und mich an den breit angelegten neuen Alleen mit ihrer großzügigen Architektur und den stuckverzierten Gründerzeitfassaden erfreut, um schließlich inmitten eines frisch angepflanzten Grüngürtels auf einige nagelneue Villen mit Rheinblick zu stoßen, erbaut im neoklassizistischen Stil des aufstrebenden Großbürgertums und ausgestattet mit jedwedem Komfort des neuen Jahrhunderts. Zumindest entnahm ich dies den Worten eines beleibten, fast völlig kahlköpfigen Mannes, den ich nun in einer Ecke der Terrasse dabei belauschte, wie er mit vibrierender Stimme einer nicht mehr ganz jungen Frau im schwarzen Abendkleid die Segnungen des Luxus erklärte, die man im Palast des Sektfabrikanten eingebaut hatte. Seine Schilderung, zum Teil vorgetragen in breitester Kölner Mundart, gipfelte in der Beschreibung jener vier Stahlkessel in den Katakomben des Hauses, die sowohl für sämtliche Heizungen und das fließend warme Wasser in einem halben Dutzend Badezimmer als auch für die zwei Küchen und ein eigens angebautes Gewächshaus mit tropischer Flora sorgten.

»Jawoll, Gnädigste«, rief der Mann und wischte sich ein paar dicke Schweißtropfen von der Oberlippe, »und wat glaubense wohl, von wem all diese Prachtkesselsche da unten jebaut und geliefert worden sind? Na?«

Die Dame in Schwarz versuchte erfolglos, ein unwissendes Gesicht zu machen und sich zu zieren. Ihr Gegenüber achtete jedoch gar nicht darauf, sondern polterte ohne Umstände drauflos: »Jawoll, von mir: Fritz Gericke! Gericke und Kompagnie, Stahlbau, ansässig in Deutz seit mehr als fünfundzwanzig Jahren!« Und er beschrieb mit seiner feisten weißen Hand einen großen Bogen in Richtung des anderen Rheinufer, so als wolle er die ganze dort gelegene Industriestadt Deutz nicht nur nach Köln, sondern gleich in seinen eigenen höchstpersönlichen Besitz eingemeinden. Na bitte, dachte ich amüsiert, da hatte ich ja, ohne mich selbst bemühen zu müssen, gleich einen echten deutschen Stahlbaron kennengelernt. Wenn die Leute hier alle so hemdsärmelig und geradeheraus waren, würde es vielleicht doch ein ganz interessanter Abend werden.

Lautlos und wie aus dem Nichts erschien abermals der blaulivrierte Diener mit seinem Tablett, während ich leicht verlegen auf das bereits leere Glas in meiner Hand starrte, jedoch nicht zögerte, mir ein neu gefülltes reichen zu lassen. Der Livrierte schnarrte kehlig »Wohlsein«, was mir eine Spur zu vertraulich, um nicht zu sagen impertinent vorkam; vermutlich hatte er wie alle Leute seines Schlags sofort durchschaut, daß ich erstens kein Mann von Adel oder Einfluß war und zweitens als Österreicher gehörig des Alkohols bedurfte, um in diesen westdeutschen Breiten heimisch zu werden. Doch »das beste Produkt des Hauses« ließ mich meinen Unmut schnell vergessen, zumal der schwitzende Stahlbaron und seine schwarzgewandete Begleiterin sich gerade anschickten, ins Innere des Salons überzuwechseln, und ich mich dadurch ungehindert in den Anblick des Rheins und in meine eigenen Gedanken vertiefen konnte.

Ja, es war eine seltsame Musik gewesen, die ich da im Kölner Gürzenichsaal gehört hatte. Noch dazu ein Werk, das

zum allerersten Mal vor einem Publikum erklang, eine brandneue Sinfonie von jenem Mann, der sich anschickte, der Beherrscher des Musiklebens halb Europas zu werden. Vier große Sinfonien hatte Gustav Mahler bereits in den verschiedensten Städten und Ländern des Kontinents aufgeführt; nun war man allgemein gespannt, was er wohl in seiner Fünften bieten würde. Sein Ruf war ja ein überaus glänzender geworden in den sieben Jahren, die er nun allmächtiger Direktor der Wiener Hofoper war. Und auch als bedeutenden Komponisten begann man ihn allmählich zur Kenntnis zu nehmen. Geliebt wurde er zwar nicht, das mußte man offen zugeben. Zu umstritten war sowohl seine Person als auch seine Amtsführung, zu neuartig sein Dirigierstil und erst recht seine eigene Musik. Aber es gab eine treue und stetig wachsende Schar von Jüngern, die sich bedingungslos für ihn einsetzte, in Wien wie auch anderswo. Und die wichtigsten von ihnen waren nun nach Köln gekommen, um zu erleben, wie er sein neuestes Werk höchstselbst aus der Taufe hob.

Mahler war gut beraten gewesen, diese Aufgabe nicht einem anderen namhaften Dirigenten zu überlassen. Denn seine Fünfte stellte alles in den Schatten, was er bisher geschaffen hatte, die kolossale Zweite eingeschlossen. Daß eine Sinfonie aus seiner Feder mit einem ausgedehnten, düsteren Trauermarsch von einer Viertelstunde Länge begann, war ja nicht einmal so ungewöhnlich, das kannte man schon von früher. Überaus gewagt war jedoch, daß diesem Satz ein noch längerer folgte, der in seiner verzweifelten Stimmung den ersten sogar noch an Dramatik übertraf. Ich erinnerte mich, während der permanent wild auffahrenden Streicher und der schneidend schmetternden Blechbläser den Gedanken gehabt zu haben, daß dies vermutlich die erste vollkommen nihilistische Musik des Abendlandes war. Nichts war mehr in diesem Klanginferno

zu spüren vom Humanismus eines Mozart, von der Triumphgeste eines Beethoven, von der Sinnlichkeit eines Richard Wagner. Nein, Mahler war der große Zerstörer. Er bot sein ganzes Können als Komponist auf, er warf seine gesamte Kunst der Instrumentation und seinen stupenden Erfindungsreichtum in die Waagschale, um endgültig abzurechnen mit der Musik seiner Ahnen. Das neunzehnte Jahrhundert war vorbei; voilà, hier war die Musik der neuen Zeit. In raffinierter Weise verwob er Klänge in seine Sinfonie, die bisher vergeblich auf Einlaß in den klassischen Konzertsaal gehofft hatten, ja mehr noch: die vielleicht selbst ganz überrascht waren, sich plötzlich dort wiederzufinden. Sentimentale jüdische Volksweisen erklangen da in den Celli, verzerrte Melodien aus dem Wurstelprater wurden auf den Klarinetten angestimmt, Trompeten und Hörner bliesen in dreifachem Forte zum Jüngsten Gericht, ein Orkan von Trommeln, Pauken, Schellen und Zimbeln untermauerte das bunte Treiben, und wie zum Hohn mischte sich, gleichsam durch die Hintertür, ein fescher Ländlerrhythmus unter das Ganze. Es gab Passagen, in denen die gesamten Streicher zu einer klagend zirpenden Gitarre aus dem Ghetto umfunktioniert wurden, nebst solchen, in denen die Holzbläser wie eine Gassenfidel klangen und das Schlagwerk wie ein Hammerklavier.

Und dennoch hatte all das seinen ganz eigenen Reiz; es war, als gäbe es nach dem Abdanken der erwähnten Heroen der Musikgeschichte einfach keine andere Möglichkeit mehr, eine moderne Sinfonie zu schreiben. Unter Mahlers Taktstock flossen all diese widerstrebenden Elemente zu einem höchst eigenwilligen, völlig neuen Klangstrom zusammen, teilweise erschütternd in seinem Ausdruck einer zusammengebrochenen Kultur, die scheinbar nur noch in ihre einzelnen Bestandteile zerlegt werden konnte, die aber niemals wieder in ihrer alten, naiven Harmonie erklingen würde.

Im weiteren Verlauf des Stückes allerdings – besonders im vorletzten Satz, einem melancholischen Adagietto, und im rondoartigen Finale – hatte man den Eindruck, als habe Mahler plötzlich Angst vor der eigenen Courage bekommen. Die Wogen glätteten sich, eine Spur Salonmusik fand sich ein, und am Ende war man versucht, an Faust zu denken, den Mephisto überredet hatte, eine Fuge zu komponieren. Perfekt gemacht war das, souverän in der Klangwirkung und virtuos in der unvergleichlichen Behandlung der einzelnen Orchesterinstrumente; man glaubte förmlich, den alten Bach beifällig nicken und mit dem Fuß wippen zu sehen angesichts dieser Orgie in Sachen Kontrapunkt. Und dennoch: Das alles klang gewollt falsch, absichtlich künstlich, mit einem Wort: es war nicht *echt*, konnte es auch gar nicht sein nach allem, was diesem Finale vorausgegangen war. Es schien, als wolle Mahler augenzwinkernd sagen: »Seht her, ihr Leut', ich kann auch ganz anders, wenn ich nur will; aber gelt, ihr nehmt es nicht unbedingt für bare Münze, auch wenn ich am Schluß ein paar lautstark jublierende Akkorde in strahlendem Dur bringe. Und wartet nur ab, in meiner nächsten Sinfonie werd' ich euch schon noch das Fürchten lehren!«

So ungefähr also waren meine Eindrücke von Gustav Mahlers neuester Schöpfung. Und vermutlich dachten die Zuhörer im Gürzenich ebenso, denn neben begeistert Klatschenden sah ich auch viele ratlose Gesichter. Eines jedenfalls war klar: Ignorieren konnte man diese Musik nicht. Allenfalls konnte man versuchen, ihre Wirkung bei einem Glas Sekt in einer großbürgerlichen Neustadtvilla etwas abzumildern.

In der Tat hatte sich der Salon inzwischen merklich mit Gästen gefüllt, von denen ich einige aus der Premiere wiedererkannte. Hier und dort schnappte ich die Worte »Mahler«

und »Fünfte« auf, verbunden mit Bemerkungen wie »kaphophonisches Geschmetter«, »führender Komponist der Moderne« oder schlicht »sinfonische Götterdämmerung«. Leider erspähte ich aber immer noch keinen näheren Bekannten, von Lena ganz zu schweigen. Bekanntlich ist für den passionierten Einzelgänger keine Form der Einsamkeit schwerer zu ertragen als jene in der Menge. Sitzt man allein und schwermütig zu Hause, kann wenigstens niemand Zeuge des eigenen Unglücks werden. In Gesellschaft dagegen wähnt man sich unausgesetzt beobachtet, ja mehr noch: Man hat das Gefühl, der Makel des Einsamen, Schwierigen und Ungeselligen stünde einem förmlich auf die Stirn geschrieben.

Zum Glück hatte ich jedoch aus leidvoller Erfahrung für diesen Fall ein Gegenmittel entwickelt, indem ich einfach den Spieß herumdrehte. Ich vertrieb mir also die Zeit, indem *ich* dezente Studien einiger Gäste betrieb, die *mir* besonders interessant erschienen. Natürlich waren es dabei die mutmaßlichen Geistesverwandten, die mir als erstes ins Auge stachen. So stand gegen einen Türrahmen rechts von mir ein mürrisch dreinblickender Herr mittleren Alters gelehnt, der sich mit der einen Hand an seinem Sektglas und mit der anderen an einer weißen Zigarette festhielt. Seine schwarzen Augen wanderten unstedt durch den Saal, als suche er dort nach einem weiteren Halt. Mein Mitgefühl weckte er jedoch durch seinen trostlos und struppig aussehenden Schnauzbart und die fein gelockten Haare, die so gar nicht zu der beginnenden Halbglatze auf seinem Kopf passen wollten. Er trug weder Ehering noch Uhrenkette, und wäre nicht sein recht gutgeschnittener Smoking gewesen, ich hätte ihn ohne weiteres für einen gescheiterten Kunstmaler gehalten, der sich nun als subalterner Schreiber in einem Advokatenbüro durchschlug. Das genaue Pendant zu ihm hatte sich dagegen gerade auf

der anderen Seite des Salons lässig über den schwarzen Konzertflügel gelehnt: ein noch recht junger Mann, elegant gekleidet, mit Seidenweste und einer üppig gemusterten Krawatte im Stil des Pariser *dernier cri*, langen, überaus gepflegten dunklen Haaren und einem hübschen, wenn auch nicht unbedingt feinsinnigen Gesicht. Auch er rauchte, aber aus einer elfenbeinernen Spitze und mit welch großartiger Geste! Seine langen, schmalen Finger waren steif ausgestreckt, was ihre Länge natürlich noch betonte, der Daumen war abgewinkelt, der kleine Finger abgespreizt, und das Mundstück der Elfenbeinspitze war in höchst dekadenter Art und Weise zwischen Zeige- und Mittelfinger festgeklemmt. Blasiert musterte er seine Umgebung, indem er ab und zu in einer affektierten Bewegung die Zigarette zum Mund führte, tief inhalierte und sodann eine Kaskade makelloser blaugrauer Rauchringe in die Luft aufsteigen ließ.

Während ich noch in die Betrachtung dieses ebenso faszinierenden wie abstoßenden Schauspiels versunken war, erkannte ich aus dem Augenwinkel, wie eine große, langbeinige Schönheit in dunkelblauer Abendrobe und mit einem funkelnnden Perlenband um den Hals den Salon durchquerte. In ahnungsvoll freudiger Erwartung des Zusammentreffens mit dem rauchenden Jüngling verfolgte ich ihren gemessenen Schritt, und wirklich passierte sie mich, um in Richtung des Flügels weiterzugehen. Der betörende Duft eines weichen, noblen, vermutlich italienischen Parfüms umwehte sie, und in anmutiger Haltung wandte sie im Gehen den Kopf mit dem brünetten Haar, um sich nach dem Ziel ihrer Schritte umzusehen. Zu meinem maßlosen Erstaunen jedoch hielt sie in der Mitte des Saals plötzlich an, verbeugte sich leicht zur rechten statt zur linken Seite und eilte mit glücklichem Lächeln allen Ernstes auf den mürrischen Mann mit dem Schnauzbart

und der Halbglatze zu! Und damit nicht genug: Dessen Gesichtsausdruck verwandelte sich sofort in ein leuchtendes Strahlen, mit dem er auf einen Schlag wie ein jugendhafter französischer Liebhaber wirkte, ein Eindruck, der noch dadurch verstärkt wurde, daß er sich nun von der Dame in Blau zwei zärtliche Küsse auf die Wangen drücken ließ ... Kopfschüttelnd wandte ich mich ab und hielt nach einem Diener mit einem weiteren Glas Sekt Ausschau. Inzwischen war es jedoch so voll geworden, daß vor lauter Menschentrauben nirgendwo etwas von den Bediensteten zu sehen war. Ich kämpfte mich also in Richtung des Eingangsbereiches vor, weil ich dort noch am ehesten hoffte, etwas Frisches zu trinken zu bekommen. Am Treppenabgang zum Foyer angekommen, entdeckte ich jedoch etwas viel Besseres – ein altes, wohlvertrautes Gesicht aus Wien.

II.

»Graf Rheinsperg, welch eine angenehme Überraschung«, sagte ich, indem ich meinem adligen Bekannten entgegen ging, der sich gerade seines mondänen grauen Staubmantels entledigt und mit indigniertem Gesichtsausdruck das geschwätzige Dienstmädchen abgeschüttelt hatte. »Ich habe Sie heute abend gar nicht bemerkt im Konzertsaal. Überhaupt hätte ich nicht gedacht, daß Sie sich wegen Herrn Mahler die Mühe einer Reise an den Rhein machen würden.«

»So? Und warum nicht?« erwiderte Rheinsperg lächelnd.

»Nur weil die Mitglieder der Wiener Hofbürokratie im allgemeinen keinen Sinn für die schönen Künste haben?«

»Vielleicht auch deswegen«, gab ich in ebenso leichtem Tonfall zurück. »Aber ich dachte eher an die nicht unerheblichen Strapazen, die mit dem Namen Mahler und dem Begriff ›Sinfonie‹ verbunden sind.«